

einmal ein Erwachen erleben, eine feine sinnliche Orgie feiern dürfen, einen kurzen Abend lang.

Merkwürdig, daß im Abendland zu den Blumen in enger Beziehung nur die Frauen treten, daß man sie und ihren Duft gewissermaßen als ein Requisit der Weiblichkeit ansieht. Es gilt — im Gegensatz zum Orient, dessen Philosophen und, was noch eigenartiger anmutet, rauhe Kriegshelden, sich mit Blumen umgeben durften — hier als feminin, sich mit Blumen zu beschäftigen. Nur dekadente Dichter hört man von der blauen Blume schwärmen — und auch dann ist sie nur Symbol —, und daneben sind da die Maler. Die allergrößten, ein Cézanne, ein Manet und Renoir, taten den Blumen die Ehre an, sie mit der Oelfarbe auf Leinwand zu verewigen, aber der Verdacht liegt, wie gesagt, nahe, daß sie viel lieber oder ebenso gern einen irdenen Topf oder eine leere schwarze Essigflasche malten. Jedenfalls haben sie diese sehr oft besser von ihrer Stofflichkeit zu erlösen gewußt, als die reizenden Geschöpfe des Frühlings. Vereinsamt um das Recht der Blumen kämpfend, malte Odilon Redon seine Phantasien, das Zarteste, was es zwischen uns und den Blumen überhaupt gibt; ein Hauch, ein Traum manchmal nur, der von einem anderen kaum wiederzuträumen ist. Es ist gewiß, daß Redon geheime Liebschaften mit Blumen hatte, denn nur leidenschaftlich Liebende wissen voneinander die letzten Intimitäten. Aber er war ja auch in Teppiche verliebt, sagen die Leute, er hat sogar manchmal ganze persische Teppiche abgemalt. „Blumenmaler“ sein, das bedeutet in Europa etwa: das Lyzeum hinter sich haben, etwas sticken und aquarellieren können und sich auf die Geburtstagsgeschenkbranche stürzen. Als ob nicht in einer, wenn auch nicht besseren, so doch sicher besinnlicheren Vergangenheit die Besten

gerade sich mit aller Leidenschaft auf das Studium der Pflanzenwesen geworfen hätten! Kennen Sie nicht diese Blätter, auf denen Dürer oder Grünewald „das Gras wachsen hörten“, der Musik einer simplen heimatlichen Wiese lauschend, die, auf zwei, drei Tönen spielend, die ganze Symphonie „Wiese“ vor uns hinzaubert?

Die Winde, von den Japanern Asa-Gao, d. h. das Morgengesicht, genannt, weil sie ihre zartfarbenen Blüten nur am Morgen öffnet, war im sechzehnten Jahrhundert noch eine seltene Pflanze in Japan. Rikyu, der berühmte Meister des Tee-Zeremoniells, aber hatte einen ganzen Garten damit bepflanzt, den er mit ganz besonderer Sorgfalt pflegte. Taiko Hideyoschi, der gewaltige Kriegsheld und Diktator des Reichs, hörte eines Tages von der Schönheit der „Morgengesichter“ Rikyus und wünschte sie zu sehen. Rikyu lud den Diktator zu einem Morgentee zu sich ein. Der Taiko erschien und durchschritt den Garten, ohne auch nur eine Spur von den Blumen zu sehen; der Boden war glattgeharkt und mit feinem Kies bestreut. Zornig und verärgert betrat der Despot den Teeraum. Dort aber lösten sich seine harten Züge, seine gute Laune kehrte wieder, denn auf der Toko-no-Ma, dem Ehrenplatz des Raums, lehnte in einer seltenen Bronze aus der Sung-Zeit eine einzige Winde, die Königin des ganzen Gartens, um deretwillen alle ihre Schwestern hatten sterben und auf den Scheiterhaufen wandern müssen.

Ein zugleich barbarischeres und schöneres Opfer ist nicht denkbar; selbst ein Menschenopfer von schönen Jünglingen und Jungfrauen hat kaum mehr tragische Größe als dieses. In Schönheit leben und in Schönheit zu sterben wissen, gleich der Kirschblüte, die noch im vollen Rausch ihrer rosa Farbe sich vom Zweig löst, um sich der Mutter Erde beizugesellen — das ist die Kunst, die uns die Blumen lehren möchten.